

Hans H. Hiebel

Moll

Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage Oktober 2018

literatur nr: 96

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Coverfoto: Adobe Stock 124038727, © andreiu88, dark winter forest

Autorenfoto: Roswitha M. Jauk

Druck: Printera

ISBN 978-3-903144-66-8



→ Kultur, Europa,
Außenbeziehungen



Hans H. Hiebel

Moll

Roman

KAPITEL I

Die Freitreppe war nicht hoch. Ich hatte ihre Stufen öfter gezählt, aber nie gewusst, ob man »eins« mit dem Fuß auf dem Sand sagen sollte und »zwei« mit dem folgenden Fuß auf der ersten Stufe und so weiter, oder ob der Sand nicht mitzählte. Man hatte mich hinausgestoßen, sodass keine Zeit blieb, die Stufen zu zählen. Die Frau des Hauses hatte mich mit zwei wohlgezielten Stößen mit dem rechten Fuß zur Tür hinausbefördert. Jetzt lag ich im Sand und rührte mich nicht. Da kam mir meine Ledertasche nachgeflogen, die Tür knallte, und schließlich kam auch der Hut kreisend segelnd auf mich herab. Noch einmal knallte die Tür. Moll konnte bleiben, wo er war.

Als der Regen einsetzte, erhob ich mich; ich stütze mich auf die Arme wie beim Liegestütz und hob meine schmerzenden Knie an. Es ging nicht. Ich versuchte es noch einmal. So stand ich auf. Die Schmerzen in den Knien ließen mich keinen Augenblick daran zweifeln, dass ich vertrieben worden war, obgleich die Vertreibung so unvermutet geschehen war, dass die Begebenheit mir wie im Traum vorgegangen zu sein schien. Im Sand lag meine in fettes Butterbrotpapier eingerollte Salami; ich streifte den Sand ab und steckte die Wurst in die weiche Ledertasche, in der ich ein Taschenmesser, einen Schlafanzug, ein Hemd und eine Unterhose aufbewahrte. Dann strich ich mir den Sand aus dem Gesicht, aus dem Jackett und der Hose.

Der Vertriebene schleppte sich jetzt mit stummer Betrübnis bis zu einem nahen Hügel an der Landstraße, wo er sich unter einer großen Linde niedersetzte und zurück auf das Haus blickte, aus dem er gejagt worden war.

Wie hatte ich nur glauben können, dass mir die Frau gewogen sei, sind doch alle Frauen wankelmütig, unzuverlässig und grob.

Mittlerweile tropfte der Regen von den Lindenblättern herab und ich musste mich erheben. Hier war kein Bleiben. Ich ging ein paar Schritte, das heißt, ich versuchte ein paar Schritte zu gehen. Ich gelangte von der Landstraße zurück ins Dorf.

Plötzlich hörte ich ein Getöse. Um eine Hausecke kam eine johlende Meute von Jungen. An deren Spitze prügelte ein Bursche auf einen anderen ein, der zu entkommen suchte.

Ich schleppte mich zu dem Bauernhaus, um das die Meute gekommen war, und klopfte. Ein Bauer mit einem rötlichen Backenbart und hellblauen Augen öffnete und brüllte: »Verschwinde! Wir brauchen keine Landstreicher.« Dann hetzte er einen schwarzen Köter auf mich, der an meiner Jacke zerrte. Der Bauer knallte die Tür zu. Der Hund gab auf, als er sah, dass ich mich entfernen wollte.

Da kam mir ein Gedanke. Diesem folgend ging ich jetzt schnurstracks auf die Gärtnerei zu, die an der Landstraße lag, etwa tausend Schritte entfernt. Das einstöckige Gärtnerhaus hatte keine Glocke, ich musste mit der Faust auf die Holztür klopfen. Ein Mädchen mit verweinten Augen öffnete. Ich fragte: »Ist der Herr Gärtner im Hause?« Da hörte ich aus der Ferne rufen: »Michaela, wer ist da?« – »Ein Mann mit Hut«, rief das Mädchen zurück. Es ging zurück ins Haus, ich folgte ihm, es hatte die Tür nicht versperrt. So gelangte ich in eine geräumige Küche, in der der Gärtner

und seine Frau über einer Schüssel dampfender Pellkartoffeln saßen. »Sie fallen also mit der Tür ins Haus«, sagte die Frau des Gärtners, und der Gärtner fragte »Was willst du?« – »Moll«, sagte ich, den Hut lüftend und in der rechten Hand behaltend, »der Zindath hat – im Augenblick – keine Verwendung für mich, und da wollte ich fragen ...« – »Ich kann mir schon denken, was du willst«, fiel mir der Gärtner ins Wort, »ich brauche aber niemand«. Ich setzte an: »Entschuldigen Sie die Störung, ich bin schon wieder weg ...«, da meinte die Frau des Gärtners: »Aber Leopold, Lasemann ist krank, wir könnten jemanden bei der Rübenernte gebrauchen.« – »Meinetwegen«, brummte der Gärtner schließlich und wandte sich wieder den Kartoffeln zu. Das Mädchen mit den verweinten Augen war nicht mehr zu sehen.

Draußen rauschte der Regen heftiger und heftiger. Vor den kleinen Fenstern der Küche sah ich ihn vorbeifallen. »Noch ...«, begann ich. »Kein Noch!«, schrie der Gärtner. »Aber Leopold!«, rief die Frau des Gärtners aus. »Ich habe keine Unterkunft«, platzte ich hinein in den Zank. »Wir könnten eine Liege in der Speisekammer aufstellen«, meinte die Frau des Gärtners. »Hilde, bist du verrückt geworden?« Der Speck und der Dörrfisch, dachte ich, natürlich. Jetzt straffte sich die Frau, streckte sich in die Höhe, die schwarze Bluse spannte sich über den vollen Brüsten; sie kniff die Augen böse zusammen. »V-V-Vielleicht im Gartenhaus«, stotterte ich. »Ohne den Lasemann schaffen wir die Rübenernte nicht«, sagte die Frau des Gärtners jetzt in scharfem Ton. »Meinetwegen«, murrte der Gärtner, »aber kein weiteres Noch«. »Wo soll ich denn bei dem Regen hin?«, fragte ich bittend. »Ich hab doch schon ja gesagt«, meinte der Gärtner schroff. »Setz dich, bis wir gegessen haben«, sagte die Frau. Die beiden

aßen ihre Kartoffeln, sie schälte sie, er aß sie mit der Schale. Sie trank Wasser, er goss etwas Saft aus einer Bierflasche in sein Glas mit Wasser.

Dann stand die Frau auf und winkte mir, ich solle ihr folgen. Aus einer Rumpelkammer zog sie ein Feldbett und drückte es mir in die Hände. »Warte!« Sie ging in den Stall und kam mit einer Pferdedecke zurück. Dann gingen wir durch den Regen ins Gartenhaus, in dem die Tontöpfe sich stapelten. »So«, sagte sie, zwinkerte mir zu und ging zurück durch den Regen.

Ich nahm die Salami aus der Tasche, schnitt mir mit dem Taschenmesser zwei Scheiben ab, aß sie und legte mich schlafen. In der Nacht hörte ich die Ratten. Am Morgen, der Regen hatte aufgehört und trübes Licht kam durch die Fensterscheiben, sah ich eine Ratte über mir an der Decke hängen. Sie rührte sich nicht. Ich mich auch nicht.

Die Tür ging auf und ein Mann schaute herein. »Ich bin der Vincent, wir müssen die Zuckerrüben einholen. Vor Sonnenaufgang müssen wir auf dem Feld sein, der Gerstäcker wird sonst rabiat.« Ich hatte in den Kleidern geschlafen und sprang auf, fix und fertig. Jeder nahm zwei Weidenkörbe vom Tisch und wir gingen los. Der Himmel war verhangen, im Osten war eine dämmerige Helle zu sehen.

»Was macht der Gärtner mit den Rüben?« – »Er kocht sie ein und macht Sirup daraus. Den verkauft er in die Stadt.«

Die Arbeit war nicht leicht, an den Rüben haftete die feuchte Erde, die abgekratzt werden musste. Bald hatten meine Schnürschuhe dicke Lehmballen an den Absätzen, der Regen hatte den Boden aufgeweicht. Vincent trug schwarze Stiefel.

»Was macht die Liebe?«, fragte er. Ich antwortete nicht. »Komm sag schon.« – »Nichts macht sie.« – »Ein junger und hübscher Bursch wie du ...« – »Bin weder jung noch hübsch. Ich will mich auf nichts einlassen. Rums – und die ist schwanger.« – »Du musst eben aufpassen.« – »Ach, lass mich in Ruh.« Er brummte: »Stoffel du ...«

Zu Mittag kam die Gärtnerin mit einem Stück Brot für jeden. Dann ging es weiter. Am Abend, als es dunkel zu werden begann, rief der Gärtner: »Schluss!« Wir gingen zurück zum Haus und wuschen unsere Schuhe und Stiefel am Steintrog. Schließlich kam das Abendessen. Der Gärtner sprach ein Gebet. Vincent und ich blieben stumm. Die Frau des Gärtners murmelte leise mit. Das Kreuzeszeichen machte ich mit, denn ich fürchtete den Groll des Arbeitgebers. Es gab Pellkartoffeln und Quark. Vincent ging nach Wang zurück. Ich verzog mich ins Gartenhaus.

Wieder war der Himmel trüb. Vincent hatte mich geweckt: »Der Herr will wohl bis Mittag schlafen ...«

»Pass besser auf!«, maulte Vincent. Ich hatte eine Rübe angestochen, sodass die Schnittfläche weiß aus dem Lehm herausleuchtete. Man durfte nicht zu nah ran mit dem Spaten, aber auch nicht zu weit weg von der Rübe, sonst hatte man viel Lehm abzukratzen. Meine Schuhe waren wie aus schwerem Blei, denn der Lehm klebte wieder an den Sohlen.

»Hoffentlich krepirt er nicht!«, murmelte Vincent. »Wer?« – »Der Lasemann. Er ist ein guter Arbeiter. Er lässt mir immer die größten Kartoffeln.«

Den ganzen Tag nieselte es; gegen Abend setzte der Regen ein. Von meinem Hut, der mir tagsüber gute Dienste geleistet hatte, troff das Wasser.

Beim Abendessen gab es wieder Pellkartoffeln mit Quark. Das Mädchen war schon schlafen gegangen.

Da es heftig regnete, begleitete mich die Frau des Gärtners mit einem Schirm zum Gartenhaus. Drinnen forderte sie mich freundlich auf: »Gib mir die Kleider zum Trocknen.« Ich zog mich aus und nahm den Schlafanzug zur Hand. Sie zwinkerte mir zu und nahm die nassen Sachen mit.

Am nächsten Morgen regnete es wie aus Kannen. An ein Rübenstechen war nicht zu denken. Am Tag darauf blitzte die Sonne zwischen Schäfchenwolken hindurch und wir gingen zum Feld, um die letzten Zuckerrüben zu stechen. Dann würden die roten Rüben drankommen. Am Abend leerten wir die Körbe immer auf einen hölzernen Karren, und der Gärtner kam mit seinem Pferd aus dem Stall aufs Feld, um den Karren zu holen.

Am Abend gab es Pellkartoffeln und etwas Butter. Die Gärtnersfrau streckte sich immer wieder einmal, sodass sich ihre Bluse über den Brüsten spannte. Sie hatte schwarzes Haar, das sie hochgesteckt trug. Einer der vorderen Schneidezähne stand ein wenig schief. Die Augen waren braun. Als der Gärtner einmal – die Hosentür aufknüpfend – den Tisch verließ, zwinkerte sie mir zu.

In meinem Gartenhaus angelangt, entdeckte ich mein frisch gebügelt Hemd und darauf einen Zettel und einen Schlüssel. Auf dem Zettel stand: zweite Tür rechts.

Aber nun waren die roten Rüben dran. Bei dunkel bewölktem Himmel zogen wir los; wir arbeiteten auf dem Feld, das an den Zuckerrübenacker anschloss. Die Rüben wurden wieder in Körbe geladen, und die Körbe wurden

auf den Karren geleert. Abends kam der Gärtner, der am Tag junge Büsche und junge Kirsch- und Apfelbäume verkaufte und bei den Käufern einpflanzte, mit seinem Pferd und holte die Ernte ab. Ab nächsten Morgen hatten wir die Rüben im Wassertrog zu waschen, bevor wir wieder auf das Feld zogen.

So ging es einige Tage. Eines Abends lief mir – vor dem Abendessen – das Mädchen mit den verweinten Augen in die Arme. Ich streichelte ihr über den Kopf, aber sie zuckte weg und lief zu den Eltern.

Am nächsten Morgen kam der Gärtner früh ins Gartenhaus. Der Schlüssel lag noch immer auf dem Tisch mit den Körben und den Tontöpfen, doch der Zettel war verschwunden. Der Gärtner öffnete wütend die Tür – ich schielte auf den Schlüssel. »Pack deine Sachen und verschwinde. Das hätte ich nicht vor dir gedacht.« Ich zog mir Hose und Jackett über den Schlafanzug, packte meine Ledertasche und meinen Hut und verschwand. Draußen stand die Gärtnerin und warf mir einen bösen Blick zu.

Auf der Beerdigung sah ich dann einmal zu ihr hinüber, und wieder blickte sie mich böse an. Aber alles der Reihe nach.

Ich wanderte unter dem grauen Himmel zu einem Hügel, am Ende des Dorfes gelegen, stieg hinauf und setzte mich auf die Holzbank. Ich nahm die Salami aus der Tasche und schnitt mir ein Rädchen mit dem Taschenmesser ab.

In weiter Ferne sah ich zwei Männer, das heißt, einen – und dann den anderen. Der andere folgte dem einen. Er hatte einen Hund bei sich, vielleicht einen Spitz; er rauchte eine Zigarre. Aber vielleicht war es eine Pfeife und kei-

ne Zigarre. Er hatte einen Stock bei sich. Oder war es eine Keule? B näherte sich mehr und mehr A. Bis sie aufeinandertrafen. Vielleicht kannten sie einander, vielleicht auch nicht. Jedenfalls würden sie jetzt einander kennen. Vielleicht wollte B A mit der Keule erschlagen und besann sich im letzten Moment. Schließlich trennten sie sich, A schritt weiter die Straße entlang, B kehrte um.

Was sollte ich nun tun? Diese Menschen waren alle bösig. Vielleicht sollte ich eine Schule suchen, im Dorf war keine, und mich als Schuldiener verdingen? Oder sollte ich ein Wirtshaus suchen, um im Ausschank zu arbeiten? Vielleicht gab es in der Nähe eine Schusterwerkstatt? Da fiel mein Blick auf das Flüsschen, das neben der Landstraße nach Westen floss. Und etwas außerhalb des Dorfes, an dem Flüsschen gelegen, war die Mühle. Ich sprang auf, Mehl ist immer willkommen, und stürmte auf die Mühle zu. Vor der Haustür stand die Müllerin mit einer weißen Schürze, verharrte dort, als sie mich heranstürmen sah. »Was ist denn los? Brennt's irgendwo?« – »Nein, nein, ich bin kein Feuerreiter.« – »Moll«, erklärte ich dann und streckte die Hand aus. Die Müllerin behielt die Hände auf der Schürze und blickte mit schrägem Kopf auf mein Schlafanzugoberteil, das aus dem Jackett hervorlugte. Wahrscheinlich hielt sich mich für einen entlaufenen Sträfling. Oder einen Irren. Aber das machte ihr offensichtlich nichts aus. Vermutlich dachte sie »Mann ist Mann«. »Ich suche Arbeit«, sagte ich leise und bittend. »Du kannst die Tröge auswaschen und den Roggen in die Mühle einfüllen. Aber Lohn gibt es keinen.« – »Kann ich bei Euch schlafen?« – »Ich werde mit meinem Mann sprechen.« Der Müller schien nicht im Haus zu sein, wahrscheinlich war er schon mit Mehlsäcken

in die Stadt gefahren. »Fang gleich an, das mag der Mathias, wenn einer zupacken kann.« So wusch ich einige Tröge im Brunnen und kippte dann Korn in die Mühle, legte den Hebel um, und mit lautem Krachen wurde das Korn gemahlen. Unten strömte wie fließendes Wasser der gemahlene Roggen aus dem Mühlkasten, oben wurde – wie in einer Sanduhr – das Korn immer weniger. Zwischendurch kam die Müllerin, stemmte die Arme in die Hüften und sah mir zu. Sie war eine stramme Frau, trug ihr blondes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, hatte kräftige Brüste und war auch sonst nicht schwächig. Die Wangen waren voll, das Mehl schien ihr zu bekommen.

Ich hatte schon mehrere Mehlsäcke vollgefüllt. Mit einem Topf schöpfte ich das Mehl aus dem Trog unter der Mühle und füllte es in die weißen Säcke. Da kam die Müllerin mit einer Semmel, es war Mittagszeit, und reichte sie mir. Sie hatte sie mit einem Roggenbrot zusammen im Backofen gebacken. Jetzt fasste sie mich an meinem linken Oberarm und sagte bewundernd: »Ganz schön stark.« Sie leckte sich die vollen Lippen und grinste mich an. Da kam der Müller hereingeplatzt und schrie: »Was soll das?« – »Er hat schon drei Säcke voll gemahlen«, erklärte die Müllerin beschwichtigend. »Er will hier arbeiten. Wo kann er schlafen?« – »Er kann hier nicht schlafen«, brummte der Müller. »Wir haben kein Zimmer und kein Bett für ihn.« – »Aber hier in der Mühle haben wir einen Strohsack«, sagte die Frau des Müllers hilfsbereit. »Kommt nicht in Frage«, sagte der Müller. Aber die Müllerin zerrte einen Strohsack, der aufrecht an der Wand stand, herbei und legte ihn in der Ecke hinter einem Tisch flach auf den Boden. »Ich hole ihm noch eine Decke«, sagte die Frau. »Kommt nicht in Frage«, meinte der Müller, rührte aber keinen Finger, um

das, was die Müllerin tat, zu unterbinden. Die Frau legte die Decke auf den Strohsack und sagte: »Jetzt geht es aber wieder an die Arbeit.« Und so begann ich wieder aufs Neue, die Mühle mit Roggen zu füllen und mit Getöse zu mahlen.

Am Abend lud mich die Müllerin zum Essen ein. Sie ermahnte, mir zuzwinkernd, ihren Mann: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.« Es gab ein Stück Roggenbrot und Kaffee. Der Müller sprach kein Wort. Aber sein Kopf glühte. Er riss ein Stück Brot vom Laib und tunkte es in den Kaffee, dann schlürfte er den Brocken ein. Die Frau tat das Gleiche, nur weniger laut. Ich machte es ihnen nach, aber in vollkommener Stille. Meine Knie schmerzten noch immer, besonders das rechte, ich musste es auf der Freitreppe angeschlagen haben.

Der Müller hatte mich also als Gehilfen anerkannt. Wider Willen offenbar.

Am nächsten Morgen fuhr der Müller mit seinem Pferdewagen die sieben Mehlsäcke, die ich gemahlen hatte, in die Stadt. Ich musste den Hasenstall säubern. Es waren sechs mit einem Drahtgeflecht versehene Kästen für die dicken Kaninchen. Ich holte die schwarzen Kügelchen aus den Ecken, dann das feuchte und stinkende Heu, und stopfte neues Heu in die Käfige. Dann ging es ans Mahlen. Zu Mittag gab es eine Semmel, frisch aus dem Backofen. Nach dem Mahlen von acht Säcken machte ich Feierabend.

Wieder wurde in der Küche gegessen. Der Müller sprach ein Gebet, dankte Gott für Speis und Trank, während er auf das Kruzifix starrte, das in der Ecke neben dem Fenster hing. Er setzte sich nieder, denn er hatte im Stehen gebetet. Seine Frau und ich hatten ebenfalls gestanden.

Es gab wieder Roggenbrot und Kaffee. Wir tunkten die Brotbrocken in die Kaffeeschale und aßen. Da merkte ich

plötzlich, dass sich ein nackter Fuß an mein rechtes Bein schmiegte. Ich verschluckte mich an dem Brocken, den ich eben in den Mund geschoben hatte, und ich musste laut husten; die Müllerin erschrak. Der Müller schaute verwundert auf; von dem, was unter dem Tisch vorgegangen war, hatte er nichts bemerkt.

Wie angenehm die Arbeit im Trockenen doch ist, dachte ich. Es hatte den ganzen Tag geregnet. Ich schlief auf dem Strohsack, eingehüllt in die Decke, die mich wärmte. Am Morgen ließ ich die Hasen in ihrer Pisse sitzen, dafür schaffte ich an diesem Tag neun Säcke Mehl. Wie schön der Roggen in die Mühle rieselte! Das Zubinden der Säcke dagegen war eine Tortur – die Schnur musste ganz straff gespannt werden; beim Knotenbinden aber rutschte mir der Strick immer wieder davon. Ich hätte die Müllerin gebraucht, aber die buk in der Küche. Außerdem wollte ich nicht in ihre Nähe kommen, solange der Müller nicht im Haus war.

Dann kam Allerheiligen. Der Müller hielt ein Kaninchen an den Ohren und schnitt ihm die Gurgel durch. Am Abend würde der Braten fertig sein.

Beim Abendessen war der Fuß wieder da. Ich presste die Waden fest an die Stuhlbeine, verzog keine Miene und blickte unverwandt in meine Kaffeeschale. Die Müllerin straffte sich, die Brüste stachen hervor, man konnte die Brustwarzen unter dem Hemd deutlich erkennen. Der Müller schien arglos zu sein. Bald erhob er sich und machte sich auf den Weg ins Bett. Da hieß es rasch verschwinden. Ein Unglück konnte ich jetzt nicht brauchen. Ich ging in die Mühle und holte mir den Schlafanzug unter der Decke hervor. Aber da geschah es auch schon, das Unglück. Die Müllerin in Hemd und Unterrock kam zur Tür herein und näherte sich der Schlafecke. Sie knöpfte sich das Hemd auf, warf es auf den Fußboden und

streckte mir die spitzen Brüste entgegen. In diesem Augenblick stürmte der Müller nackt zur Tür herein und packte seine Frau, die drauf und dran gewesen war, sich auf mich zu werfen. Er griff sich einen Löffel vom Tisch und bohrte mit dem Löffel der Frau das rechte Auge aus der Augenhöhle. Ich erhaschte meine Tasche, meinen Schlafanzug und meinen Hut und stürzte am Müller, der noch seine Frau gepackt hielt, vorbei zur Tür, durch den Hausflur zur Haustür, der Schlüssel steckte, sperrte auf und lief in die Dunkelheit hinaus. Ich verschnaupte kurz, dann ging ich die Landstraße entlang gen Westen. Es dauerte nicht lang, da hörte ich Schritte näher kommen. Die Müllerin lief – barfüßig und mit nacktem Oberkörper – hinter mir her, ich ging schneller, aber sie holte mich ein, packte mich am Arm und flehte: »Nimm mich mit. Er wird mich sonst erschlagen.« Ich machte mich los und rannte davon. Die Schritte folgten mir, wurden aber leiser und leiser. Schließlich drehte ich mich um: Ich sah sie jetzt schon in weiter Ferne. Sie hielt inne und kehrte um. Ich atmete auf. Mit dem Müller darf man sich nicht anlegen.

Moll war außer Gefahr.

Das musste das Haus der Zech Katl sein: Rechter Hand lag ein Einödhof auf einem Hügel. Ziemlich verfallen. Wohin jetzt? Mitten in der Nacht. Sie soll verrückt sein, so hatte es mir Vincent erzählt, verrückt nach Männern. Aller guten Dinge sind drei. Ich ging auf den Hof zu und gelangte bis an ein erleuchtetes Fenster neben der Haustür. Ich blickte durch das Fenster, sah eine Frau im Morgenmantel, zerzaustes braunes Haar, schiefe Zähne, mollige Figur, die Ansätze der Brüste waren im halb offenen Morgenrock zu sehen.

Ich klopfte an die Scheibe.

Sie stand vom Tisch auf und kam zur Haustür: »Dich schickt mir der liebe Gott. Ich liebe die Männer.« Sie öffnete ihren Morgenmantel und zeigte mir ihre üppigen Brüste und den gewaltigen Busch zwischen ihren Oberschenkeln. »Moll«, sagte ich, »ich suche eine Unterkunft.« – »Du kannst in meinem Bett schlafen.« Sie goss mir ein Glas Milch ein und reichte mir eine Scheibe Brot. Sie lachte und fasste an meine Oberarme: »Ganz schön stark.«

»Dann gehen wir mal.« Sie nahm die brennende Kerze und wir gingen in einen Schlafrum, sie lüftete die Decke und sagte: »Bitte.« Ich zog mich aus und legte mich ins Bett. Sie legte sich auf mich. Ich brummte abwehrend: »Ich bin schwul.« Sie lachte laut auf und sagte: »Passt. Ich mag es von hinten.« – »Nein, kommt nicht in Frage.« Aber sie stand auf, löschte die Kerze und kam im Dunkel zurück ins Bett. Sie schmiegte sich an mich; gegen meinen Willen regte sich mein Uhrzeiger. Meine Hände spürten weiches und warmes Fleisch. Wir machten es, wie sie es wünschte. Sie kniete vor mir, stöhnte und kam mit lautem Schrei. Schwanger kann sie nicht werden, dachte ich. Sie lachte in der Dunkelheit. Streichelte meine Wangen und sagte: »Ich liebe dich.« Jetzt kam der Ekel. Ich hatte nichts mehr zu sagen und wandte mich ab, um zu schlafen. »Morgen ist die Beerdigung«, flüsterte sie. Ich dachte, sie ist in der Tat verrückt. Sie sprach vor sich hin: »Der Lasemann wird beerdigt.« Spinnt sie oder ist das wahr? Ich sagte nichts und schlief dann ein.

Der Himmel war bedeckt und grau. »Wir müssen zur Beerdigung. Lasemann war ein guter Mann.« Ich zog Hose und Hemd und Jackett an und setzte den Hut auf. Die Katl zog ein schwarzes Kleid an und setzte einen schwarzen Hut mit Feder auf. Dann nahm sie mich bei der Hand und lach-

te mich mit ihren schiefen Zähnen an. Ich war zu feig, meine Hand aus der ihren zu entwinden. So marschierten wir in Richtung Westen die Landstraße entlang. Sie ist verrückt, dachte ich. In ihrer Einbildung ist der Lasemann gestorben.

Unterwegs stießen wir auf Vincent, er war in Schwarz gekleidet. Also hatte es tatsächlich seine Richtigkeit mit dem Begräbnis. Vielleicht aber war ein anderer gestorben. Wir kamen in die Kirche von Asch. Alles war schon im Kirchenschiff versammelt. Überall hingen vergoldete Engel. An den Seitenwänden waren Gemälde vom Kreuzweg Jesu. Der Pfarrer hatte schon mit der Messe begonnen. Die Katl hatte meine Hand freigegeben, und ich hielt die verschränkten Hände vor den Bauch.

Schließlich hoben vier schwarz gekleidete Männer den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn auf den Gottesacker vor der Kirche. Die Menge – alle waren in Schwarz gekommen – murmelte Gebete, folgte dem Pfarrer und den Ministranten. Die läuteten von Zeit zu Zeit ihre Glöckchen.

Die Sargträger ließen den Sarg auf Seilen in die frisch gegrabene Grube. Der Pfarrer besprengte den Sarg mit seinem Weihwasserpinsel. Dann hob er an: »Liebe Gemeinde, Gott hat in seinem unerforschlichen Ratschluss unseren Paul Lasemann zu sich heimgeholt. Er wurde nicht alt, nur achtundzwanzig Jahre, er hat keine Frau und keine Kinder hinterlassen. Das Glück eines Familienlebens war ihm nicht vergönnt. Heute trauern wir um einen guten Menschen, denn ›der Lasemann‹, wie ihn alle kannten, hat ein gottgefälliges Leben geführt und war allen ein Freund. Lasemann war ein guter Arbeiter; noch in den letzten Tagen vor seinem Tod hat er – mit Fieber – beim Gerstäcker geholfen, die Kartoffeln zu ernten. Wollen wir alle ein gottgefäl-

liges Leben führen, damit wir am Ende unseres Tagwerks in ›Sein Reich‹ gelangen, wie Christus, unser Herr, es uns gelehrt hat. Glaube, Liebe und Hoffnung sollen uns geleiten. Seid fest im Glauben.

Lasemann, mögest du ruhen in Frieden! In Gottes Reich wird dir reicher Lohn zuteil werden.« Noch einmal besprengte der Pfarrer den Sarg und bekreuzigte sich. Dann fuhr er fort: »Lasst uns beten: Lass in mir die heiligen Schmerzen, tiefe Brunnen ganz aufbrechen; Leiden sei all mein Gewinnst, Leiden sei mein Gottesdienst.

Wir singen jetzt: Großer Gott wir loben dich, Herr, wir preisen deine Güte.«

Ein Geiger und ein Akkordeonspieler stimmten das Lied an, und die Menge stimmte ein. Ich sang nicht, ich singe nie. Ich blickte mich um und sah den Gerstäcker mit seiner Frau neben sich laut singen; die Frau warf mir einen bösen Blick zu. Auch der Müller und seine Frau – sie hatte eine Augenbinde über der hohlen Augenhöhle – standen in vorderster Front. Aus dem gesunden Auge flossen Tränen.

Schließlich kondolierte man: Man schüttelte Gerstäckers Hand und dann die seiner Frau. Offenbar hatte der Lasemann keine Verwandten zurückgelassen. Dann kam der Müller mit seiner Frau an die Reihe. Alle möglichen Männer und Frauen schüttelten einander die Hände.

War einer mit seinem »Mein Beileid« fertig, nahm er den Spaten, bekreuzigte sich und warf drei Schaufeln auf den Sarg. Vor mir kam Vincent an die Reihe, er bekreuzigte sich und warf drei Schaufeln Erde auf den Holzsarg, dass es polterte. Dann war ich dran, die Umstehenden schauten mich schief an, ich kondolierte niemandem und warf zaghaft eine Schaufel Erde in die Grube. Die Katl folgte mir. Sie lachte mir ins Gesicht und nahm wieder meine Hand, die ich

nicht wegzuziehen wagte. Ein Bauer bekreuzigte sich und warf drei Schaufeln Erde hinunter ins Grab. Dann murmelte er: »Ist der Sargdeckel zugenagelt, kräht bald kein Hahn mehr nach dir.« Schizophren, dachte ich, alle schizophren.

Dann zerrte mich die Katl zum Wirtshaus »Zum weißen Kreuz«. Vor dem Haus stand ein Karren mit einem toten Hirsch für den Fleischhauer. Drinnen saßen vier Jäger am Stammtisch und spielten Karten. Hatte einer einen Trumpf in der Hand, dann knallte er die Karte auf den Tisch, dass die Biergläser wackelten. An einem Tisch saßen der Gerstäcker mit seiner Frau und der Lehrer. Ich sage »Lehrer«, weil der Mann – mit einem scharf gezogenen Linksscheitel und glattem Haar – wie ein Lehrer aussah. Neben ihm saß eine schmächtige Brünette. Die Katl grüßte hinüber, aber die vier reagierten nicht.

An der Theke bestellte Katl zwei Bier, und wir setzten uns an einen Tisch in der hintersten Ecke. Die zwei Bier kamen, und die Bedienung zückte Schreibblock und Bleistift und fragte: »Was wünschen die Herrschaften zu speisen?« Ich hatte kein Geld. Ich sagte: »Wir trinken nur.« – »Wohl bekomm's«, sagte die Kellnerin. Wir tranken. Die vier Jäger knallten die Karten auf den Tisch. Ich ging zu ihnen und fragte: »Wer ist der größte Bauer im Ort?« Sie schauten auf, und einer der Jäger – mit schwarzem Schnurrbart und grüner Jacke mit Hirschhornknöpfen – grölte: »Na, der Kleinhans. Weißt du das net?« Ein anderer, mit Vollbart, fügte hinzu: »Er hat zehn Kühe. Sein Hof ist unten am Bach.« Ich bedanke mich und ging zurück zur Katl. Ich beichtete ihr: »Ich habe kein Geld.« Sie meinte: »Der Gerstäcker wird schon zahlen.« Sie stand auf und ging zum Tisch mit dem Gärtner und dem Schullehrer. Die schüttelten die Köpfe, alle vier gleichzeitig. Dann ging die Katl zu den Jägern,

die innehielten und aufschauten und schließlich mit den Köpfen nickten. Katl kam zurück. Ich sagte mit grober Bestimmtheit: »Ich muss in die Stadt.« – »Du Schuft. Ich habe dir alles gegeben, was ich habe. Dich hat mir der liebe Gott gesandt.« Ich antwortete: »Ich muss.«

Ich nahm meine Tasche und meinen Hut und ging zum Abort. Auf dem Klo – mit einem runden Loch und einem Holzdeckel – roch es nach Salmiakgeist.

Dann schlich ich mich davon und eilte hinunter zum Bach, zum Kleinhans. Die Tür vom Hof war offen. Ich klopfte ans Holz der offenen Tür. Der Bauer – mit welligem schwarzem Haar – kam heraus. Ich bat: »Ich suche Arbeit.« – »Schleich dich!«, schrie er. Ich stotterte: »Ich k-k-könnte im Stall ...« Er wiederholte: »Schleich dich.« Und er knallte mir die Tür vor der Nase zu.

Dann ging ich zur Landstraße und wandte mich nach Westen. Die Straße führte angeblich in eine Marktgemeinde. Ich beeilte mich, damit mich die Katl nicht einholen konnte. Ich wanderte die Straße entlang. Plötzlich hörte ich Pferdegetrappel und Geigenspiel. Ich wandte mich um: Auf dem Kutschbock eines Einspanners, der von einem Schimmel gezogen wurde, saß ein vornehmer Mann und spielte Geige. Als er auf meiner Höhe war, hielt er an und sagte: »Steig auf!« Ich stieg auf, setzte mich neben den Mann und streckte ihm die Hand entgegen: »Moll.« – »West«, antwortete er. »Ich besitze die Filzfabrik in Wengen.« Wir fuhren ein Stück, bis wir vor der Ortschaft nach rechts einbogen in die Straße »Im Laimacker«. Er erklärte mir: »Ich suche gute Arbeiter. Du kannst in meiner Fabrik arbeiten. Knöpfe annähen oder Wolle kratzen. Beim *Trockenfilzen* wird die trockene Wolle mit Filznadeln in eine Form gebracht.

Nadelfilz wird mechanisch mit zahlreichen Nadeln mit Widerhaken hergestellt; die Fasern werden in den Filz gedrückt. Verstehst du?« Ich nickte. »Durch mehrmaliges Einstechen werden die Fasern miteinander verschlungen. Dann wird das Ganze mit Wasserdampf nachbehandelt. Aus den Nadelvliesstoffen werden dann Hüte, Mäntel, Jacken und Westen hergestellt. Verstehst du. Ich gebe den Leuten Arbeit. Verstehst du. Ich habe die Fabrik aufgebaut.« Ich nickte: »Einverstanden.« – »Du kannst Knöpfe annähen, wenn das nicht klappt, gehst du Wolle kratzen.« Wir waren bei der Fabrik angekommen – »Filzfabrik Johann West«. Vor mir stand ein einstöckiges langgestrecktes Gebäude, im rechten Winkel dazu lag ein weiterer Flachbau. »Dort wohnen die Arbeiter und Arbeiterinnen.« Herr West wies mir ein Abteil des Flachbaus zu und sagte dann: »Du kannst gleich zu arbeiten anfangen. Wir haben viel zu tun. Das Geschäft geht gut.« Eine hagere ältere Frau lernte mich an. Sie hatte das schwarze Haar straff nach hinten gekämmt und am Hinterkopf zu einem schwarzen Gogsch zusammengesteckt. Die Frau zeigte mir, wie man den Fingerhut handhabt, wie man einen Knoten in den Zwirn macht, wie man durch die vier Löcher der Knöpfe sticht, dann den Knopf mit dem Zwirn umkreist und abbündet.

Am Abend wurde in der Kantine gegessen: Maiskuchen und Kaffee. Natürlich Malzkaffee. Vor dem Essen hatten sich alle zu erheben und Gott für Arbeit und Speis und Trank zu danken.

Ich schlief in meinem Schlafanzug unter einer Wolldecke. West hatte mir ja ein Abteil im Flachbau der Arbeiter zugewiesen; dort lag auch eine Decke. Ich hatte Hut und Tasche noch nicht verloren. Der Abtritt war nach Geschlechtern getrennt; auf dem Balken über der Jauchegrube hatten

mehrere Personen Platz. Man durfte nicht nach rückwärts kippen. Niemand würde einen herausfischen.

Nach drei Tagen kam Herr West zu mir und fuhr mich an: »Das hat keinen Sinn. Du bist zu langsam. Geh Wolle kratzen. Aber dalli. Wenn es wieder nicht klappt, fliegst du raus. Ich hab mir Besseres erwartet.« Er schickte mich in einen dunklen Raum im Keller; ein wenig Licht fiel durch eine Fensterluke dicht unter der Decke. Jetzt musste ich aus der Wolle Filz herstellen. Die Vorrichtung mit den Nadeln wurde so gehandhabt: Man hatte mit einem Hebel die Nadeln in die Wolle zu stechen und dann die Nadeln wieder herauszuziehen. So ging es vom frühen Morgen an bis spät am Abend. Abends gab es wieder das Gemeinschaftsmahl in der Kantine: Maiskuchen oder Kartoffeln mit Salz oder Semmelbabe. Einmal gab es vergorenes Kirschkompott. Das durfte natürlich nicht weggeworfen werden. West ging durch die Reihen. Ich füllte die Kirschen, die mich zum Erbrechen gebracht hätten, in die Hosentaschen und entleerte die Taschen später in die Jauchegrube.

Nach einigen Tagen schmerzte mich der Rücken vom Stehen über dem Nadelgestell. Das Beten und Danken war mir ein Gräuel. Es fehlte nur noch, dass man »Großer Gott wir loben dich« singen musste. Man musste mitmurmeln, West ging durch die Reihen. Manche beteten lauthals und ernteten ein Lächeln von West.

War ich zu langsam gewesen? West gesellte mir eine Hilfe zu: ein schwächliches Mädchen namens Theresa. Sie hatte braune Augen und lockiges hellbraunes Haar. Sie bediente die zweite Nadelvorrichtung. Sie arbeitete unermüdlich. »Meine Mutter ist bei meiner Geburt gestorben. Meinen Vater, der Schuster in Wengen war, hat der Schlag getroffen.« – »Hirnschlag?«, fragte ich. Sie sagte: »Herzschlag.«

Aber man durfte mit Theresa nicht lange sprechen, sie antwortete dann nicht mehr auf Fragen und arbeitete schnell vor sich hin. Jederzeit konnte West vorbeikommen.

Beim Abendessen saßen wir beisammen an einem Tisch. Sie aß wenig. Sie saß immer traurig vor sich hinstarrend am Tisch, die Hände verschränkt.

Sonntags gingen wir über die Felder spazieren, meist im Nieselregen. Wir hielten uns bei der Hand; ab und zu streichelte ich ihr übers Haar.

Bei der Arbeit war sie sehr schnell und konzentriert. Ich konnte nicht mithalten. Einmal kam West vorbei und nahm ein Stück Filz, das sie hergestellt hatte. Er warf es ihr an den Kopf und schrie: »Das soll Filz sein? Der ist nicht dicht genug. Wenn du so weitermachst, kannst du dir eine andere Arbeit suchen.« Aber wo? Beim Müller? Beim Gärtner? Beim Fleischhauer? Beim Bäcker? Beim Pfarrer? Bei einem Bauern? Beim Kleinhans? Theresa sprach jetzt während der Arbeit überhaupt nicht mehr mit mir. Sie beeilte sich, so gut sie konnte. Meine Stücke waren zwar dicht, West hatte nichts an ihnen auszusetzen, aber irgendwann würde er merken, dass ich langsamer war als das Mädchen.

Am Sonntag gingen wir wieder über die Felder. Es war bewölkt. Aber ab und zu brach die Sonne durch und zog ihr blitzendes Schwert durch die Wolken. Aber alles war so nah, so nass, wir hätten die Erde hinter den Ofen setzen mögen. Manchmal weinte Theresa still vor sich hin; ich streichelte ihr Lockenhaar.

Aber dann kam, was kommen musste: An einem Montagmorgen kam West in den Keller und fragte barsch: »Warum geht ihr nie zur Messe? Habt ihr eurem Herrgott nicht zu danken?« Ich murmelte: »Da gibt es nicht viel zu danken.« – »Pack deine Sachen und fort mit dir.« Theresa

weinte. West fuhr sie an: »Was soll das? Willst du mit?« Sie hörte auf zu schluchzen und blickte stumm vor sich hin.

Ich stand auf, packte in meinem Abteil meine Sachen zusammen, ging die Straße »Im Laimacker« bis zur Landstraße und machte mich wieder auf den Weg. Gen Westen, auf den Marktflecken Wengen zu.

Credit: Roswitha M. Jauk



Hans H. Hiebel, geboren 1941 in der CSR bzw. dem heutigen Tschechien, war von 1985 bis zu seiner Emeritierung 2009 als O. Prof. für Neuere deutsche Literatur an der Karl-Franzens-Universität Graz tätig. Seine wichtigsten literaturwissenschaftlichen Schriften haben Franz Kafka, die Lyrik des 20. Jahrhunderts, Henrik Ibsen, die Formgeschichte des Dramas, Georg Büchner und Hans Magnus Enzensberger zum Thema. Er veröffentlichte Prosa und Lyrik.

Hans Helmut Hiebel in der edition keiper:

Und keine Wiederkehr Eine längere Geschichte

292 Seiten, broschiert
€ 19,80 (A) / 19,26 (D)
ISBN 978-3-9502761-3-8



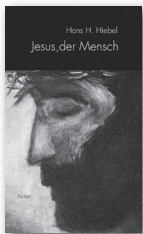
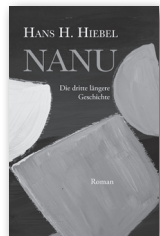
Gelbes Gelächter Noch eine längere Geschichte

240 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-40-8

NANU

Die dritte längere Geschichte

168 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,16 (D)
ISBN 978-3-902901-81-1



Jesus, der Mensch Roman

196 Seiten, gebunden
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)
ISBN 978-3-903144-19-4